

Provisorien und Improvisation

Oberschule für Mädchen in Leer – Kriegsgefangenschaft des Vaters

Als Ingrid ab Ostern 1946 die Oberschule für Mädchen in Leer besucht, ist frühmorgens eine Bahnverbindung von Leer über Ihrhove nach Hilkenborg eingerichtet, wobei der Zug rückwärts bis an die zerstörte Brücke heran fährt. Ingrid muss gemeinsam mit ihren Schulkameraden quer durch den Hammrich nach Hilkenborg laufen. Dort nimmt der Zug Schulkinder und Arbeiter in Richtung Leer auf. Mittags jedoch fahren die Züge von Norden über Emden kommend nur über Ihrhove weiter in Richtung Papenburg und je nach dem weiter in Richtung Ruhrgebiet und Köln. Von Ihrhove geht es dann zu Fuß nach Lütjegaste und über den dortigen Hof von Uden wieder quer durch den Hammrich, um am Ortseingang hinter dem Elternhaus anzukommen. Morgens gegen sechs geht es aus dem Haus und nach sechs Schulstunden kommt sie erst gegen zwei, halb drei wieder zurück. Ihre Schwester Helga hat vorsorglich zwar die Aufnahmeprüfung zur Mittelschule in Weener gemacht, kann dann aber nach wenigen Wochen direkt auf die Oberschule für Mädchen nach Leer wechseln, sodass die beiden Schwestern den Schulweg gemeinsam antreten.

Das niedersächsische Kultusministerium unter englischer Hoheit hat eine Direktive erlassen, dass Gymnasien ab Oktober oder November 1945 je nach Zustand der Räumlichkeiten den Unterricht wieder aufnehmen dürfen. Die Oberschule für Mädchen in Leer – übrigens die erste ihrer Art in Nordwestdeutschland, gegründet 1849 – wird von 1942 bis 1945 als Lazarett und ab Herbst 1945 kurzzeitig als Durchgangslager für Flüchtlinge genutzt. Der Unterricht findet währenddessen wechselweise für die Mädchen oder die Jungen jeweils vormittags und nachmittags im Ubbo-Emmius-Gymnasium statt.

Das erste, was die Schülerinnen und Schüler immer tun, ist im Tintenfass nachzusehen, ob ein Junge oder ein Mädchen eine Nachricht darin versteckt hat. Als der Schulbetrieb nach dem Krieg wieder aufgenommen wird, verfügt das Gebäude über keine Möbel. Die ortsansässigen Schüler müssen wenigstens eine Sitzgelegenheit mitbringen, besser noch eine weitere für Auswärtige wie Ingrid. Die Stadt Leer sorgt für provisorische Tische, sodass der Unterricht bald wieder in einigermaßen normalen Bahnen ablaufen kann – abgesehen davon, dass es zunächst keinerlei Lehrmaterial gibt, denn Bücher aus der Nazizeit dürfen natürlich nicht benutzt werden.

An den provisorischen Zuständen ändert sich wenigstens bis zur Währungsreform am 21. Juni 1948 kaum etwas, da es bis dahin so gut wie „nichts gibt“. Genau an diesem Tag besucht Ingrid mit der Kleinbahn zwischen Leer und Aurich das frühere Kindermädchen Sophie Himmelstoß, die nun bei ihrer fußkranken Mutter in Aurich wohnt. Sie hat zwischenzeitlich eine Ausbildung zur Krankenschwester gemacht und während des Krieges in Lazaretten gearbeitet. Dort zieht sie sich eine

Tuberkulose-Erkrankung zu, die sie jedoch übersteht, ebenso wie einen Herzfehler, weswegen sie künstliche Herzklappen von einem Schwein erhält. Wilhelm nennt sie deshalb später manchmal scherzhaft „Schweineherz“.

Nach dem Krieg beginnt wieder „die christliche Erziehung mit Religionsunterricht und wöchentlicher Andacht in der Aula“ wie es in der Schulchronik „150 Jahre Tetta-Groß-Gymnasium 1849-1999“ heißt. Ingrid's Religionslehrerin ist Fräulein Gerstenberger, die eintönig vor sich hin redet, wobei nur wenige Schülerinnen mitarbeiten. Gelegentlich platzt ihr der Kragen, dann ruft sie laut die Namen aller Mädchen der Reihe nach auf. Diese fühlen sich ertappt und sind für kurze Zeit hellwach und aufmerksam, bevor sie wieder in die übliche Lethargie verfallen. Ingrid erinnert sich noch heute an die Namen aller 31 Mitschülerinnen, wie sie in der zwölften Klasse in den Bänken hintereinander sitzen. Sie macht ihr Abitur nach insgesamt zwölf Schuljahren, weil während des Dritten Reiches die 13. Klasse gestrichen wurde, vor allem um junge Männer schneller zu Soldaten ausbilden zu können. Das Abitur nach 13 Klassen wird erst wieder 1953/1954 eingeführt.

Ingrid's erste Klassenlehrerin ist Maria Fehlings, die Mathematik unterrichtet, ohne jedoch besonders gut erklären zu können. Da Ingrid das Fach aber liebt, hat sie mit der Lehrerin keine Probleme. Die „Fehlings“ wird unter den Schülerinnen nur „Tusch“ genannt, da sie sich im Gegensatz zu den meisten anderen Kolleginnen schminkt. Sie verwendet Jahr für Jahr dieselben Aufgaben, was unter den Schülern durchaus bekannt ist. Vier Jahre später kann Ingrid's Schwester Helga zum Teil auf die alten Mathematikhefte ihrer Schwester und die darin durchgerechneten Aufgaben zurückgreifen.

Hermann Liermann, der den Deutschunterricht erteilt, ist in den Augen der Schülerinnen der charismatischste Lehrer. Er behandelt seinen Unterrichtsstoff so spannend, dass sie an seinen Lippen hängen und sich noch nicht einmal besonders darüber aufregen, wenn er über das Klingeln hinaus weiter doziert. Aus Klassenaufsätzen werden bei der Rückgabe der Arbeiten regelmäßig die besten Passagen vorgelesen. Meist stammen sie von Anneliese Meyer, Annedore Poets und Inge Neemann. Ein einziges Mal liest er zwei Sätze von Ingrid aus einem Aufsatz zum Thema Herbst vor. Sie lauten: „*Eigentlich ist alles nur Regen. Die ganze Luft ist Regen.*“ Ingrid ist von Stolz erfüllt, obwohl der Rest der Arbeit laut Herrn Liermann wieder im Mittelmaß versinkt. So ist denn im Zeugnis meist eine Drei die Folge. Ebenfalls nicht zu Ingrid's Stärken gehört der Kunstunterricht bei Lehrer Siegfried Kunstreich. Allerdings weiß sie sich mit einem Trick zu behelfen. Zum Beispiel geht es gelegentlich zum Freihandzeichnen in die Stadt, das Rathaus soll auf den Zeichenblock übertragen werden. Lehrer Kunstreich geht dann gemessenen Schritts von Schülerin zu Schülerin, die auf Klapphockern sitzen, um das Rathaus aus unterschiedlichen Perspektiven einfangen zu können, und fragt, wie es denn voran geht. Als er zu Ingrid kommt, ist noch nichts auf dem Block. „*Ingrid, was ist denn los?*“ Darauf gibt die Befragte an, sie wisse nicht recht, wie sie anfangen solle. „*Kommen Sie, geben Sie mal her!*“ Dann legt der Lehrer los, skizziert das Größte und in Null Komma Nix ist die Zeichnung schon so gut wie fertig.

Fräulein Benninghoven gibt Sport und Handarbeiten. Der Sportunterricht kann nicht in der Turnhalle stattfinden, da sie zunächst noch von Flüchtlingen belegt ist. Auf dem Hof beginnt die Schulstunde meistens damit, dass sich die Mädchen wie die Orgelpfeifen der Größe nach in einer Reihe aufstellen und dann ähnlich wie beim Militär auf Zuruf „rechtsum“, „linksum“ oder geradeaus sich warmlaufen müssen. Ingrid ist die größte und führt die Mädchengruppe an. Leider hat sie Zeit ihres Lebens eine kleine Rechts-/Links-Schwäche, vor allem dann, wenn sie ohne nachzudenken die Richtung angeben beziehungsweise ändern soll. Das passiert bei dieser sportlichen Übung natürlich oft, weshalb regelmäßig das zweitgrößte Mädchen, Ina-Marie, die Spitze übernehmen muss.

In den Klassen neun und zehn findet bei derselben Lehrerin auch Handarbeitsunterricht statt. Als ein Nachthemd genäht werden soll, stellt das die Familien zunächst vor die Schwierigkeit, das dazu benötigte Material bereit zu stellen. Dann soll Ingrid aus dem Schnittmusterheft das entsprechende Schnittmuster herausuchen, gibt es aber zurück mit der Bemerkung: „*Das steht da nicht drin!*“ Antwort Fräulein Benninghoven: „*Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort! – Das Muster steht auf Seite 26.*“

Einmal geht Direktorin Hilde Meyer durch alle Klassenräume. Über kurz oder lang betritt sie auch Ingrids Klasse und kündigt die Ankunft eines neuen Lehrers für Naturwissenschaften an, des ehemaligen Fliegers Herrn Böttcher, der einmal abgeschossen wurde. Die Direx fordert die jungen Mädchen dazu auf, sich ihm gegenüber anständig zu benehmen, ihn nicht anzustarren oder hinter seinem Rücken zu feixen. Bei dem Abschuss hat er eine schlimme Verletzung im Gesicht erlitten. Eine Gesichtshälfte ist vernarbt und in der tiefen Augenhöhle sitzt ein vergleichsweise unnatürlich aussehendes Glasauge.

Aus Anlass des „*Goldenen Abiturs*“ im Juli 2000 berichtet die frühere Mitschülerin Almuth Raspe in einer Festrede im Teletta-Groß-Gymnasium über den damaligen Schulalltag. Darin hält sie fest, dass sich vieles verändert hat: Vom Namen und Sitz der ehemals ersten Oberschule für Mädchen im nordwestdeutschen Raum (früher am Harderwykensteg, heute in der Gaswerkstraße) über das Unterrichtsangebot (gegenüber dem heutigen Kurssystem konnten die Schülerinnen früher nur zwischen Musik, Kunst und Handarbeit wählen) bis hin zur früher fehlenden Mitbestimmung für Schüler und Eltern. Daneben rückt sie in den Blickpunkt, dass es „*ums nackte Überleben*“ ging:

„*Von jedem einzelnen wurden Opfer verlangt. Sie alle haben Bilder von Grosny gesehen. So ungefähr sahen damals die Städte in Deutschland aus. Es gab Millionen von Menschen, die aus ihrer Heimat vertrieben waren oder die durch den Bombenkrieg ihre Behausung verloren hatten. Um alle unterzubringen, musste man zusammenrücken. (...) Wir Schüler waren von der Wohnraumnot insofern besonders betroffen, als wir keinen Arbeitsplatz für uns hatten, sondern unsere Hausaufgaben meist am Küchentisch, gemeinsam mit den Geschwistern machen mussten. Oft saß auch noch die Mutter dabei und strickte. Nur ein einziger*

Raum der Wohnung konnte geheizt werden. Elektrischen Strom gab es nur für wenige Stunden am Tag. Wohl dem, der noch Kerzen oder gar eine Petroleumlampe hatte!

Auch in der Schule fehlte es an allem, z.B. gab es keine Schulmöbel mehr. Sie waren von Leuten, die im Schulgebäude einquartiert waren, verheizt worden, ebenso der Parkettfußboden in der Turnhalle. Unterricht in der Turnhalle konnte erst wieder 1949 stattfinden. Damit wir Plätze zum Schreiben hatten, wurden lange rohe Bretter auf Böcke gelegt (ähnlich wie Tapeziertische); für eine Sitzgelegenheit musste aber jede selbst sorgen. Aber wer hatte damals schon einen überzähligen Stuhl? Viele Schülerinnen saßen auf Kisten oder sogar Pappkartons. (...)

Der Winter 1946/1947 war besonders hart und lang. Noch im März lag Schnee in den Straßen. Die Schule konnte nicht beheizt werden, weil es keinen Koks gab. Deshalb hatten wir „Kohleferien“. Jede Woche einmal kamen wir zur Schule. Dann fand aber kein Unterricht statt. Wir saßen in unseren Mänteln in den ungeheizten Räumen und die Lehrer kamen nur, um uns Hausaufgaben aufzugeben. Die wurden dann in der nächsten Woche abgehört oder zum Korrigieren eingesammelt. In Deutsch mussten wir lange Gedichte auswendig lernen, zum Beispiel Schillers „Taucher“.

Es gab auch keine Schulbücher. Wir mussten im Unterricht mitschreiben oder von der Tafel abschreiben und abzeichnen. Aber auch Hefte waren Mangelware. Beim Kauf eines neuen Heftes musste man das alte, voll geschriebene als Altpapier abgeben. Es gab Zeiten, da haben wir Matheaufgaben auf Zeitungsränder geschrieben. Es gab auch kein Material für Naturwissenschaften. Diese Fächer waren für uns die reine Theorie – „Kreide-Physik“ und „Kreide-Chemie““

Im weiteren Verlauf der Rede gibt Almuth Raspe zu bedenken, dass die Lehrer damals genauso unter dem Mangel zu leiden haben wie die Schüler, sowohl „privat“ mit Wohnungsnot, Hunger und Kälte, als auch was die eingeschränkten Möglichkeiten des Unterrichts betrifft. Teilweise tendieren die Lehrer dazu, den Schülerinnen mehr aufzugeben als sie bewältigen können, immer wieder begründet durch den Spruch: *„Sie haben doch so viel nachzuholen, was sie durch den Krieg versäumt haben!“* Der Deutschlehrer Herr Liermann habe daher bevorzugt die sechste Stunde teilweise bis nach zwei Uhr ausgedehnt. Dennoch hätten sich Schüler und Lehrer solidarisch miteinander gefühlt. Umso mehr könne sie ihnen heute dankbar sein: *„Wir haben trotz aller Defizite viel gelernt und profitieren noch heute davon.“*

Als Beispiele führt sie zwei Begebenheiten an, zum einen, wie Schülerinnen der beliebten Musiklehrerin Fräulein Querl zum Geburtstag Torf zum Heizen schenken, zum anderen wie sie dem Chemielehrer Herrn Dr. Klimmek zum Geburtstag ein Brot schenken. Beide Male legen alle Mädchen zusammen, was sie an Torfbrocken beziehungsweise an Lebensmittelkarten entbehren können und beide Male ist die Freude oder sogar Rührung der beschenkten Lehrer riesengroß. Almuth Raspe schließt mit der Einsicht, dass diese Jahre ihre wichtigsten gewesen seien:

„Wir konnten von da an im Bewusstsein leben: Wenn wir das alles durchgestanden haben, dann brauchen wir uns vor anderen Schwierigkeiten auch nicht bange zu machen. Dieses Bewusstsein hat uns stark gemacht und hat uns geholfen, unser Leben zu meistern.“

Bei allen Entbehrungen gibt es jedoch fast immer Gemüse und immer Milch, die meistens Ingrid allabendlich mit einer großen Zwei-Liter-Blechkanne frisch vom Bauern holt. Zu Hause schüttet die Mutter die unbehandelte Milch in eine große emaillierte Schüssel, die über Nacht abgedeckt in den Keller gestellt wird. Morgens schöpft sie dann vorsichtig mit einem Löffel die Sahne ab und gießt sie durch einen Trichter in eine Weinflasche, auf die ein Korken kommt. Um Butter zu machen, muss meist eines der Kinder die Flasche mit beiden Händen festhalten und unablässig schütteln, bis nach und nach ein Klumpen Butter entsteht, umgeben von einem Rest Buttermilch. Dieser Vorgang dauert verschieden lang, umso kürzer, je wärmer es ist. Die verbliebene Milch wird ausgegossen und der Butter-Klumpen wiederum durch starkes Schütteln aus dem engen Flaschenhals manövriert. Anschließend ist er unter Wasser durchzukneten, um die restliche Buttermilch herauszudrücken. Wenn es zu der Zeit Stromsperrungen gibt, dann meint Mutter Hilde nur lakonisch: *„Schütteln kannst Du auch ohne Licht!“*

Um an Stärkemehl zu kommen, wird auf Kartoffeln zurückgegriffen. Die sind zu schälen und zu reiben und dann flächig in Wasser unter der Sonne auszubreiten. Dann setzt sich am Boden ein Hauch von Kartoffelmehl ab. Bis das Wasser abgegossen ist, hat sich am Ende ein kleiner mehliges Klumpen gebildet, der wiederum zu trocknen ist und sich dann leicht zerstoßen lässt zu Mehl zum Backen. Aus zerkleinerten, gepressten Rüben wird unter stundenlangem, ununterbrochenem Rühren Sirup gekocht, der zuletzt die sämige Konsistenz erhält, damit er aufs Brot geschmiert werden kann. Einmal wird kurzzeitig das Rühren vergessen. Sofort brennt der Sirup an, aber die Mutter bestimmt: *„Das wird nicht weggeschmissen, das müsst ihr trotzdem essen!“* Dieser angebrannte Sirup ist eine echte Qual für die Geschmackssinne, aber er wird bis zum Schluss aufgebraucht.

Weitere Grundnahrungsmittel, auf die die Familie zurückgreifen kann, sind das Gemüse aus dem Garten, das in Weckgläsern für den Winter eingekocht wird, sowie Bohnen und Kohl, an die Hilde Basse über gute Beziehungen kommt. Die Bohnen werden geschnippelt und ähnlich wie Sauerkraut mit Salz in braunen Tontöpfen eingelegt. Unter dem mit einem Stein beschwerten Deckel beginnen die Bohnen zu gären, wobei am oberen Rand weißer Schaum entsteht, der regelmäßig zu entfernen ist. Wenn dieser Gärprozess abgeschlossen ist, sind die Bohnen haltbar und dienen den ganzen Winter über als Beilage. Ebenso geht es mit dem selber gemachten Sauerkraut aus Kohlköpfen. Für die Zeit, wenn die Hühner in der Mauser sind und nicht legen, werden rohe Eier in eine Lake mit „Wasserglas“ im Steinguttopf eingelegt, wodurch sie – zumindest zum Backen und Kochen – länger verwendbar sind.

Familie Hensmann hält für Familie Basse in der schlechten Zeit „schwarz“ ein Schaf. Das bedeutet, dieses Tier wird offiziell nicht mitgezählt und Fleisch und Wolle müssen daher nicht abgegeben werden. Das Fleisch wird zum Teil eingekocht und auch sofort gegessen. Das Wollvlies wird selber versponnen. Es gibt Spinnvorsätze für Nähmaschinen, die eine Spule enthalten und ebenso wie die auf- und nedertanzende Nadel über Riemen und Rad durch ein Fußpedal angetrieben werden. Nun gilt es, aus dem Vlies einen möglichst gleichmäßig dünnen Faden zu ziehen, der sich um die Spule wickelt. Sind zwei Spulen voll gesponnen, werden die dünnen Fäden zu einem zweifädigen dickeren verzwirrt und man hat Schafswolle, um Pullover und Socken daraus zu stricken. Jeden Tag muss Ingrid eine bestimmte Zeit lang spinnen, bis das Vlies aufgearbeitet ist. Einmal vertreibt sie sich die Zeit dabei durch vermutlich unmelodisches Singen. Ihre Mutter verbietet ihr den Singsang strikt mit den Worten: *„Wenn Dein Vater in russischer Kriegsgefangenschaft ist, musst Du nicht singen!“*

Hansi Mirbach und Klaus Mühlmeil sind ehemalige Seekadetten der „Prinz Eugen“, ein Kreuzer der deutschen Seestreitkräfte, der im Hafen von Wilhelmshaven von den Engländern übernommen wird. Da sie aus Ostdeutschland stammen, werden sie nicht nach Hause entlassen, sondern landen im Sommer 1946 – wie zwei oder drei weitere Seekadetten – in Grotegaste. In halbjährigen Übergangskursen erwerben sie in Leer einen „Reifevermerk“ als eine Art Notabitur. Ingrid ist noch keine 15 Jahre alt, aber bereits 1,80 Meter groß. Hansi Mirbach ist von der Schülerin sehr angetan, während Ingrid ihrerseits Klaus Mühlmeil ganz toll findet. Zu Ingrids 15. Geburtstag am 12. September 1946 schenkt Klaus ihr das Buch „Das Mädchen Karina“, mit einer persönlichen Widmung, *„von Deinem Freund Klaus“*. Dieses Geschenk erfüllt das junge Mädchen mit großer Freude.

Die Kadetten können es ohnehin kaum glauben, dass sie in einem Dorf wie Grotegaste einen Haushalt mit einer so großen Auswahl an Büchern finden, von der sie andauernd Gebrauch machen. Gemeinsam mit den Basseschen Kindern spielen die Kadetten in der Scheune statt „Schiff ahoi!“ einfach „Schiff im Heu“. Die über das Jahr für die Kaninchenställe gesammelten Heuvorräte werden auseinandergedezert, um eine Art „Schiffsdeck“ darzustellen. Dann müssen die Kinder den Kadetten gegenüber parieren. Lautstark werden Befehle gerufen, die zu quittieren sind mit der Antwort *„Ay, ay, Sir!“*. Einmal ist Mutter Hilde erkrankt, der Arzt Dr. Christophers aus Ihrhove versorgt die Patientin und stellt anschließend fest: *„So lange hier so ein Krach herrscht, können Sie sich nicht erholen!“*

Hilde Basse gelingt es, einen Schwarzweißfilm für ihren Fotoapparat zu ergattern. So existieren einige Fotos aus dem Sommer 1946, die die Familie, zum Teil mit Nachbarn und auch mit den Seekadetten zeigt. Auf einem Bild stehen die Mutter und ihre vier Kinder nebeneinander. Hilde schneidet die fünf Köpfe auf einem Abzug viereckig aus und näht diesen Ausschnitt auf eine Karte an ihren Mann in russischer Kriegsgefangenschaft. Als er drei lange Jahre später aus der Gefangenschaft zurückkehrt, hat er den verknitterten Bildausschnitt noch immer in seinem Besitz.

Wilhelm ist zum Zeitpunkt der Aufnahme neun Jahre und trägt lange Strümpfe

über die Knie. Bei einem Kletterunfall hat er sich ein Knie ausgekugelt, woraufhin Dr. Christophers kommt und es wieder einrenkt. Allerdings hat er seitdem laufend Probleme mit dem Knie, möglicherweise auch aufgrund einer falschen Behandlung. Zwischenzeitlich befürchtet der Arzt sogar, dass es sich um Knochentuberkulose handeln könnte. Bei dem an den Vater verschickten Bildausschnitt wird streng darauf geachtet, dass er das geschwollene Knie nicht zu sehen bekommt, damit er sich deswegen keine Sorgen macht.

Wegen der Knieverletzung hat Wilhelm sogar ein Schuljahr wiederholt. Erst ab 1948 besucht auch er in Leer das dortige Gymnasium. Zu Hause ist Wilhelm jedoch stets der Alleinunterhalter – ein „Undögd“, wie es ostfriesisch heißt – ein Tunichtgut, der bei allem Blödsinn im Kopf allerdings doch einen guten Charakter hat. Wenn Besuch kommt, lässt Hilde ihren Sohn das Wolgalied vorsingen: „Es steht ein Soldat am Wolgastrand, hält Wache für sein Vaterland“ aus der Operette „Der Zarewitsch“ von Franz Léhar. Dazu wirft er sich einen Bettvorleger um die Schultern und setzt einen Kochtopf auf den Kopf. Eine andere beliebte Nummer ist der damalige Schlager von Rudi Schuricke: „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt“. Er intoniert das Lied mit übertrieben geroltem „r“, sehr zur Freude seiner Mutter und ihrer Freunde.

Erst im Alter von 15 einhalb Jahren wird Ingrid am 30. März 1947 konfirmiert, obwohl sie bereits ein oder zwei Jahre früher hätte dran sein können. Doch Hilde Basse möchte eigentlich, dass der Vater aus Russland wieder da sein sollte, ehe sie konfirmiert wird. Die Eltern sind beide lutherisch, Pastor Brouer in Grotegaste leitet jedoch eine evangelisch reformierte Kirche. In Leer gibt es zwei evangelische Kirchen, eine reformierte und eine lutherische. Ingrid soll lutherisch konfirmiert werden, was neben der Glaubensrichtung der Eltern auch damit zu tun hat, dass die Unterrichtszeit in der lutherischen Kirche nur ein Jahr dauert, bei den reformierten jedoch zwei Jahre. Die Unterschiede bestehen hauptsächlich im Katechismus. Neben dem Glaubensbekenntnis und den zehn Geboten ist bei den reformierten Protestanten – nach Zwingli und Calvin – im Heidelberger Katechismus noch eine ganze Reihe weiterer Fragen und Antworten wichtig. Nach Absprache mit dem benachbarten (reformierten) Pastor Brouer kann Ingrid trotz der Unterschiede dort das erste halbe Jahr des Konfirmanden-Unterrichts absolvieren und sie muss nur für das zweite Halbjahr nach Leer. Dazu bleibt sie nach der Schule jeweils bei einer Klassenkameradin und kommt dann erst nach dem Unterricht mit einem Zug am Nachmittag wieder zurück nach Ihrhove.

Das gute Verhältnis zu Brouers wird dadurch jedoch nicht getrübt. Noch nach ihrem Abitur hilft Ingrid etwa im Juli 1950 als Servierfräulein bei einem „Treffen der Taubstummen“ im Garten des Pastors. Gelegentlich hält der Pfarrer von Grotegaste Predigten in Gebärdensprache, so kommt es auch zu der Einladung mit überregionaler Beteiligung.

Ingrids Konfirmationsspruch stammt aus Römer 12 aus dem Neuen Testament der Lutherbibel: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet“.